

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 132 (1966)

Heft: 3

Artikel: Das ethische Problem des Militärdienstes heute und die Aufgabe der
Truppenseelsorge

Autor: Vogelsanger, Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-43098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift

März 1966
132. Jahrgang

3

Offizielles Organ der Schweizerischen Offiziersgesellschaft

Adressen der Redaktoren:
Oberst Wilhelm Mark
5000 Aarau, Oberholzstraße 30
Oberst Herbert Wanner
3626 Hünibach bei Thun
Mülinenstraße 34

Das ethische Problem des Militärdienstes heute und die Aufgabe der Truppenseelsorge¹

Von Hptm. Peter Vogelsanger

I.

Wir leben nicht eben in einer dienstfreundigen oder auch nur dienstfreundlichen Epoche. Für diese Tatsache nur drei kleine, aber vielsagende Symptome aus jüngster Zeit: Vor einigen Wochen befragte ich einen Amtsbruder, der Mitglied der Zürcher Synode ist, nach dem Grund für die überraschende Nichtwahl eines allgemein als tüchtig, ja hervorragend bekannten Pfarrers in den zürcherischen Kirchenrat. Der Mann war von seiner Fraktion einstimmig vorgeschlagen worden, fiel aber in der Wahl durch, ohne daß ihm ein offizieller Gegenkandidat gegenübergestellt worden wäre, wobei aber dieses Resultat offensichtlich auf Absprache der großen Mehrheitsfraktion beruhte. Nach dem Grund dieser Ablehnung befragt, äußerte mir nun eben ein Mitglied dieser Mehrheitsfraktion eigenartig freimütig: «Dieser Kandidat ist uns einfach zu militärfreundlich gewesen!» – In einem von der Schweizerischen Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus in Lausanne (also einer sowohl von kirchlichen wie staatlichen Instanzen stark unterstützten Organisation) herausgegebenen periodisch erscheinenden und weitgestreuten Blatt, betitelt «Die Freiheit», kommentierte dessen Redaktor Markus Wieser, ein Pfarrerssohn, vor einiger Zeit einen Verkehrsunfall, der von einem angetrunkenen Adjutant-Unteroffizier verursacht worden war, und konnte daran die schnoddrige Bemerkung knüpfen: «Das weiß man ja längst, daß in der Schweiz Militärdienst und vermehrte Saufen identische Begriffe sind.» Als ich ihn brieflich zur Rede stellte, wurde er noch zynischer und ausführlicher. – Und drittens erinnere ich Sie an die bekannte Erscheinung, daß seit einiger Zeit nicht nur von antimilitaristischen Kreisen eine auffallend starke Propaganda für einen Zivildienst der Dienstverweigerer gemacht wird, sondern daß weite kirchliche Kreise bis hinauf zum Kirchenbund dieses Anliegen aufgenommen haben, daß es in einer bestimmten kirchlichen Presse geradezu zum Staatsproblem ersten Ranges hochgespielt wird. So erscheint kaum eine Nummer der «Vie protestante», in der nicht auf die angebliche Dringlichkeit dieses Problems hingewiesen, das Ausbleiben dieser energisch postulierten Lösung als mindestens so stoßend wie die konfessionellen Artikel der Bundesverfassung erklärt und die heutige Methode der militärgerichtlichen Aburteilung von Dienstverweigerern als krasser Wider-

spruch nicht nur zum Evangelium, sondern zum herrlichen Gut der Glaubens- und Gewissensfreiheit gegeißelt wird. – Ich wähle diese Beispiele absichtlich nur aus der engeren oder weiteren kirchlichen Sphäre. Ließen wir unsern Blick gar in die sogenannte Nonkonformistenpresse schweifen, so ergäbe sich ein noch viel unerfreulicheres Bild. Ich will nicht geradezu behaupten – obschon vieles für diese Behauptung spräche –, es gehe eine eigentliche neue antimilitaristische Welle durchs Land. Aber jedenfalls darf derjenige, welcher alles Militärische kritisiert, ironisiert, anzweifelt, viel eindeutiger auf Beifall hoffen als derjenige, welcher auch in unserer Zeit die Notwendigkeit militärischer Verteidigung und Rüstung vertritt. Daß sich nicht selten auch Theologen von dieser Stimmungsmache anstecken lassen, daß es sich gar um solche handeln kann, die in der großen Woge der Militärfreundlichkeit zu Beginn des Aktivdienstes sich eifrig zum Amt (oder zum Grad?) des Feldpredigers herzdürstigen, macht die Sache nicht besser. Übrigens handelt es sich doch wohl um mehr als bloße Stimmungsmache. Man hat Mühe, nicht zu glauben, daß sich dahinter ein System, ein bewußter geheimer Plan versteckt und daß viele, die sich von der bloßen Stimmungsmache mittragen lassen, einfach als gutgläubige Mitläufer und Vorspanner einer das Militärische diffamierenden und verketzernden Propaganda mißbraucht werden. Offen darf sich ja der alte Antimilitarismus doch kaum ans Licht wagen, wenn er nicht eine Art Volkszorn unter den zahlreichen aufrechten Wehrmännern des Landes auf sich ziehen will. So benützt er gern jeden beliebigen Anlaß, ob es die Atomdiskussion oder die «Mirage»-Frage oder eben auch nur ein einzelner Verkehrsunfall oder ein militärgerichtliches Urteil sei, um unter Rezitation von Lippenbekenntnissen angeblicher grundsätzlicher Bejahung des Militärdienstes versteckte Polemik gegen die Landesverteidigung zu treiben.

Wir tun gut, diesen Wandel der Stimmung oder auch Gesinnung realistisch zu konstatieren. Wir tun noch besser, wenn wir ihm nun unerseits nicht etwa auch mit einer Stimmungsmache oder Diffamierung begegnen, sondern ernsthaft nach seinen Gründen fragen. Und wir haben die Pflicht, gerade in dieser zwielichtigen Situation zu einer klaren Konzeption des ethischen Militärproblems und, darauf aufbauend, zu einer klaren Konzeption unserer Aufgabe als Truppenseelsorger zu gelangen. Es wird heute von den verschiedensten Seiten, von Politikern wie von militärischen Fachleuten, eine klare Konzeption unserer

¹ Vortrag am Rapport der dienstleitenden Feldprediger am 30. Januar 1966 in Brugg.

Landesverteidigung im technischen, im strategischen und taktischen Sinn verlangt, und dies mit Recht in einer Zeit, in der durch neue Waffen das ganze Bild des modernen Krieges in Fluß gekommen ist. Aber mir scheint – damit soll niemandem ein Vorwurf gemacht werden –, daß wir mit der Ausarbeitung der ethischen Konzeption sehr im Rückstand sind oder daß wir es uns da sehr leicht machen: sei es, daß wir meinen, in diesem Bereich habe sich nichts geändert, gelten nach wie vor die alten ethischen Kategorien ohne jede Notwendigkeit eines «aggiornamento»; sei es, daß wir uns überhaupt mit der sorgfältigen Ausarbeitung einer fachmilitärischen Konzeption begnügen und das Ethische als Tabu oder als Quantité négligeable oder als Störung betrachten – eine Haltung, die man bei gewissen «Nur-Militärs» nicht selten antrifft; sei es, daß wir überhaupt einer ethischen Begründung des Militärdienstes immer mehr eine rabenschwarze Skepsis entgegenbringen, aus heimlicher Befürchtung, hier handle es sich im Grunde doch nur um eine Mohrenwäsche, um theologische Rabulistik, die die Quadratur des Zirkels, die Einheit zwischen der Militia Christi und der Militia Caesaris zu beweisen versuche – kurz, um ein höchst verdächtiges theologisches Unterfangen. – Es ist demgegenüber meine Überzeugung, daß dieses ethische Problem nicht vernachlässigt werden darf; daß seine sorgfältige Bearbeitung ebenso wichtig ist wie diejenige der Militärkredite; daß es eine der Hauptaufgaben ist, die uns Feldpredigern gestellt wird – nicht nur zu unserem eigenen Schutz oder gar zur Selbstrechtfertigung, sondern als wichtiger und ernster Dienst, den wir der Heimat heute zu leisten haben. Wer anders sollte denn gerade diese Frage sachlich und kompetent angehen? Das Folgende soll ein Versuch zur Lösung dieser Fragen sein. Es handelt sich aber nicht um mehr als einen stark subjektiv geprägten Diskussionsbeitrag, der die Probleme mehr aufdeckt als schon beantwortet.

II.

Wir fragen also zunächst nach den Gründen jenes beschriebenen Stimmungswandels. – Sie liegen zweifellos nicht an der Oberfläche, sondern stammen aus tieferen Bezirken. Es wäre zum Beispiel verfehlt, in der modischen und recht demagogischen Heroisierung der Dienstverweigerer einfach nur eine platte Neuaufgabe der alten Schwärmerei von der Gewaltlosigkeit zu sehen, also des naiven Glaubens, es genüge, lautstark seine Friedensliebe zu bezeugen und zu deren Erweis auf jedes Mittel der Gewalt zu verzichten, so werde automatisch der Friede sich einstellen und die böse Gewalt weichen. – Die Gründe liegen zunächst, soweit sie überhaupt rational faßbar und nicht nur politische Tarnungen sind, in zwei Fakten fixierbar: einmal gewiß in der Entwicklung der modernen wissenschaftlichen und ungeheuerlichen Waffen, über deren jedes vorstellbare Maß übersteigende Wirkungskraft ich den Leser nicht aufzuklären brauche und die in jedem von uns, soweit er des natürlichen Gefühls noch fähig ist, die elementare, wenn auch kurzschlüssige Reaktion «Jetzt ist es Schluß! Bis hierher und nicht weiter!» wecken. Das Grauen vor diesen Waffen, das Bild des modernen Krieges in der Wirklichkeit und noch mehr in der Phantasie, das Bewußtsein der Anlagerung eines Waffenpotentials, welches der ganzen Menschheit völlige Vernichtung androht, belastet ohne Zweifel jede Diskussion und Erwägung des Militärischen und setzt denjenigen, der für das Recht und die Notwendigkeit der militärischen Gewalt gerade und auch in dieser Situation eintritt, immer dem Schein und dem Verdacht (oder auch der bewußt böswilligen Verdächtigung) aus, er verharmlose diesen gefährlichen Tatbestand, ja er befürworte und wünsche gar diesen Krieg. Alles Militärische leidet heute unter diesem tiefen Trauma. Derjenige, der für eine ethi-

sche Begründung des Militärdienstes eintritt, scheint einem Mann zu gleichen, der im offenen Couloir eines Schnellzuges in der Gegenrichtung läuft und damit der Katastrophe zu entrinnen meint, während ihm natürlich sein Laufen nichts nützt: Der Zug trägt ihn fort an einen Ort, reißt ihn in einen Abgrund, den er, vielleicht ehrlich, aber dumm, zu vermeiden hoffte. Es gebe da nur eine Haltung: rechtzeitig aus dem Zuge auszusteigen, ehe er in voller Fahrt ist – so hört man oft von theologischer Seite.

Das andere Faktum, das hier mitwirkt und natürlich zum eben genannten in mannigfacher Wechselbeziehung steht, ist das schlechte Gewissen des abendländisch-christlichen Menschen über die zwei vergangenen Weltkriege. Die Erfahrung dieser Kriege hat eine tiefe Skepsis gegen alle großen Worte und Theorien, vor allem auch gegen alle theologischen Rechtfertigungsversuche des Krieges, ausgelöst. Es handelt sich also ebenfalls um ein Trauma, dem bekanntlich mit rationaler Überlegung oder Überzeugung wenig beizukommen ist. Ein Trauma kann höchstens mit Sorgfalt und ärztlicher Geduld geheilt werden, und dazu gibt die hektische und bedrohliche Welt der Gegenwart wenig günstige Bedingungen. Auch wenn der billige Slogan «Zwei fürchterliche Weltkriege sind das ganze Ergebnis von zweitausend Jahren christlicher Verkündigung», mit denen uns bald jeder halbreife Gymnasiast in die Ecke zu treiben meint, nicht verfängt, so ist doch – hoffentlich! – die echte Erschütterung des christlichen Gewissens über diese Entwicklung nicht wegzudisputieren. Wer hier nicht beunruhigt ist, wer hier nicht eine innere Spannung fühlt, der ist sicher kein lebendiger Christ, auch wenn er sich tausendmal zuredet, daß sicher nicht der christliche Glaube oder die historischen Kirchen die Wirkursache dieser Kriege waren. Er sieht eben doch die Tatsache, daß dieselbe an sich grandiose geistige Entwicklung des Abendlandes, der wir täglich so unendlich viel zu verdanken haben, und nicht nur wir, sondern die ganze Welt, paradoxerweise auch diese kriegerische Entwicklung und Ausweitung ermöglicht hat: daß etwa im christlichen Wahrheitsethos die Voraussetzung für die großartige Entfaltung der modernen Wissenschaft und Technik, darin aber wieder die Voraussetzung für die furchterregende Entwicklung der Zerstörungskräfte liege. Wie aber ist dieser Circulus vitiosus zu vermeiden oder zu stoppen? Das ist eine Frage, die den Christen nicht losläßt. Er hat gewiß echte Friedensliebe. Er kennt das Friedensgebot, das Liebesgebot seines Herrn. Er will ihm durchaus gehorsam sein. Er empfindet in dieser Welt eine tiefe und ehrliche Friedenssehnsucht. Und er erschrickt ganz einfach vor der scheinbar harten, realistischen Weisung, daß gerade diese echte christliche Friedenssehnsucht ihm das Ausharren in der Spannung des Waffendienstes gebiete. Das ist wohl der wichtigste Grund für viel Schwanken, Unklarheit, verschwommenes Reden und Schwärmen in bezug auf die Militärfrage in christlichen Kreisen, und zwar bis in sonst recht urteilsfähige theologische Ränge hinauf.

Dazu kommt noch die scheinbare oder tatsächliche, jedenfalls für den oberflächlichen Blick in die Augen springende Divergenz zwischen den Anstrengungen für den Frieden und den Anstrengungen für den Krieg, die den ehrlichen Christen beunruhigt. Schon rein finanziell hat diese Divergenz etwas Provokantes. Wie soll man dem Friedenswillen einer menschlichen Gesellschaft oder eines einzelnen Staates Glauben schenken können, wenn die Aufwendungen für Rüstungsausgaben nicht nur überall die Priorität vor jedem andern Werk der Humanität haben, sondern diese letzteren immer wieder zu verschlingen drohen, wenn die gleichen Parteien, die Rüstungskredite unbesehen befürworten, bei Sozialausgaben knauserig werden? Wie kann der Aufbau einer auf dem Recht und der Humanität beruhenden internatio-

nen Friedensordnung glaubwürdig sein, wenn er von einem exorbitanten Rüstungswettlauf begleitet ist, der diesen Willen zur internationalen Rechtsordnung nicht nur täglich Lügen straft, sondern ganz real bedroht – weil ja eine Friedensordnung damit naturgemäß sofort wieder die Beute des Starken und damit illusorisch wird? Diese Widersprüche dürfen wir nicht mit der notwendigen Paradoxie des militärischen Problems verwechseln.

So weit ist diese ganze Problematik von der christlichen Ethik durchaus ehrlich und ernst zu nehmen. Natürlich sind die Dinge noch viel komplexer und haben wir al fresco gezeichnet. Aber daß hier das christliche Gewissen gegenüber dem Militärischen heute instinktiv mit einer gewissen Abwehrbewegung, ja mit tiefem Mißtrauen reagiert, daß alles sogenannte «Nur-Militärische», sofern es diese Entwicklung einfach als gegeben hinnimmt und sich davon nicht beunruhigen läßt, als Zeichen von Sturheit und Indolenz wirken muß; daß umgekehrt der glaubende und gehorsame Christ in diesem Gewissenskonflikt nur zu leicht zu Kurzschlüssen neigt, das ist verständlich und darf keineswegs getadelt werden. Wir müssen uns gerade als Feldprediger gegen jede hochtrabende gouvernementale Abkanzlung des beunruhigten Gewissens verwahren. – Weniger ehrlich, zum Teil sogar perfid ist diese Problematisierung des Militärischen dort – das sei hier nur noch kurz gestreift, weil ich Sie über diesen Tatbestand kaum aufklären muß –, wo deutlich mit zwei Ellen gemessen wird; wo das christliche Gewissen angesichts der politisch-internationalen Frontenbildung alle Zeichen der Beunruhigung und Enttäuschung gegenüber den Rüstungsbemühungen der einen Seite zeigt, aber gegenüber Gewalt und Terror auf der andern Seite seltsame Kaninchenaugen hat; wo die Friedensbeteuerungen und Friedensbestrebungen der einen Seite immerzu als bare Münze genommen und die der andern Seite als Heuchelei verdächtigt werden, wie etwa auf der berühmten «Prager Friedenskonferenz»; wo man einem nicht in erster Linie ethisch-theologisch, sondern heimlich stark von politischen Sympathien und Neigungen gefärbten und dirigierten christlichen Neutralismus das Wort redet. Überhaupt spielen natürlich die nichttheologischen Faktoren der verschiedensten Herkunft bewußt oder unbewußt ständig in diese ethische Problematik hinein und verfälschen sie nur allzu oft.

III.

Und nun: Gibt es einen Ausweg aus diesem Dilemma zwischen radikaler Absage an die Waffengewalt und problemlosem Hinnehmen der modernen Entwicklung? Das ist die Frage, die sich uns in aller Schärfe stellt und die wir gerade als Feldprediger beantworten müssen. Denn weder das eine noch das andere ist christlich verantwortbar, wenn wir auch nur einen Augenblick die Konsequenzen der beiden Haltungen überlegen. Aber auch die übliche, landläufige, weit herum in der Brust unserer Wehrmänner noch heimische «Zweischubladentheorie» ist keine Lösung: In der einen Schublade hat man seine Wehrpflicht und gehorcht ihr schlecht und recht; in der andern doch auch noch irgendwie sein christliches Gewissen, das manchmal bei der Schilderung möglicher Kriegsentwicklungen sich aus seinem Schlummer erhebt; aber sehr viel Berührung haben die beiden Schubladen und ihr Inhalt nicht – das Problem ist je länger, desto weniger gelöst, man weiß das im Grunde auch ganz genau, und diese nichtgelösten Probleme sind dann die Quelle für unberechenbare Emotionen. Das ist klar: Der frisch-fröhliche Waffendienst von einstmal ist uns nicht mehr gestattet, das «getroste Vomlederziehen», das noch Luther dem Soldaten empfohlen hat, wenn er im Glauben an die Rechtfertigung des Sünders sein Ge-

wissen in Gottes Hand gelegt hat, und noch weniger das blasphemische angebliche christliche Waffensegnen, wenn es das überhaupt jemals gegeben hat und nicht eine Erfindung pazifistischer Gruselmacherei war. Auch der Rückzug in und die Beschränkung auf den rein nationalen Raum ist uns nicht mehr gestattet – die Probleme haben heute alle internationale Verwicklung, gehören immer in einen großen Zusammenhang, auch für die Schweiz, und das, was gerade sie tut, hat durch ihre Stellung als Friedensland symbolische Weltgeltung, ohne daß wir uns dabei überschätzen wollen. Auch der bloße Regreß auf das Naturrecht, auf das Verteidigungsrecht in der Notwehr, genügt heute nicht mehr; es ist bezeichnend für die Entwicklung der katholischen Theologie, daß in der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute (Schema 13) zwar dieser Regreß noch vorkommt, aber durchaus und mit sehr ernsten Worten auf die Komplexität der Probleme in der heutigen Welt hingewiesen wird. – Kurz, es ist uns keine ethische Beruhigung gestattet, die uns von der Einsicht dispensiert, daß jedes Ergreifen von Waffen heute unabsehbare, vom Urheber niemals gehante und gewollte Konsequenzen haben kann und daß dies unsere ganze Stellung in der Militärfrage gegenüber früher entscheidend alteriert.

Aber was hat sich geändert? Worin besteht denn die christlich verantwortliche Lösung der Problematik, und gibt es überhaupt eine? Es steht zu dem eben Gesagten nicht im Widerspruch, wenn ich nun behaupte: Wir müssen zunächst, um klar zu sehen und uns vor Verschwommenheiten und Kurzschlüssen zu bewahren, alles auf das Grundproblem reduzieren, möglichst einfach und klar, und dann diese Grundthese wieder in ihrer ganzen Komplexität und ihrem Beziehungsreichtum in der Gegenwart sehen. Und dieses Grundproblem ist für den Christen folgendes: Der Christ will von ganzem Herzen den Frieden, und zwar nicht nur den Frieden der Seele, den Frieden mit seinem Nächsten, vielleicht auch den Frieden mit seinem persönlichen Feind oder den letzten eschatologischen Frieden, der in Christus über der ganzen Welt als Verheißung aufstrahlt und im Reiche Gottes seine Verwirklichung findet, sondern er will den Frieden hier unter den Menschen, unter den Völkern, auch unter den Völkern, die nicht christlich sind. Er weiß, daß dieser Friede nur bestehen kann in einer Lebensordnung, die Recht, Gerechtigkeit, Anteil an den Gütern der Erde, menschenwürdiges Los, Freiheit, Wohlfahrt und Kultur für alle Menschen in sich birgt. Ein Friede ohne Gerechtigkeit – immer im Rahmen des Menschenmöglichen in dieser irdischen Welt, und Zwingli hat durchaus recht, wenn er in seiner schönen Schrift «Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit» gegenüber allem idealistischen Perfektionismus betont, jede menschliche Gerechtigkeit sei «eine fade, blöde Gerechtigkeit, gemessen an der ewigen, strahlenden, reinen Gerechtigkeit des Reiches Gottes» –, aber ein Friede ohne Gerechtigkeit und ohne Menschlichkeit wäre kein Friede, sondern dessen dauernde Gefährdung. Diesen Frieden aber will der Christ: von ganzem Herzen, per definitionem, sonst ist er kein Christ. Und er will darin den Schutz des Lebens, die Verwirklichung des Gebotes «Du sollst nicht töten!», die Heiligkeit des menschlichen Lebens als des herrlichsten Schöpfungswunders Gottes. Unter allen Sünden ist ihm die Antastung des Menschenlebens in jeder Gestalt die greulichste. Diesem Frieden ist er reale Opfer an Zeit, Kraft, Geld, Hingabe des Herzens zu bringen bereit, ja er ist jedes Opfers in seiner, des Menschen, Reichweite wert.

Nun, das scheinen Gemeinplätze zu sein, erbauliche Worte, die jeder unterschreiben kann. Sie sind es aber sofort nicht mehr, wenn sie nicht nur mit lauem Herzen von allen bejaht werden, sondern wenn sie wirkliches Bekenntnis sind, hinter dem eine ganze Haltung steht, und wenn wir die Konsequenzen daraus

ziehen. Denn diese Konsequenz ist für den Christen nun eben die paradoxe: Wenn er diesen Frieden wirklich will, dann muß er eben so wirklich die Gewalt wollen und bejahen, solange wir in diesem sündigen Äon stehen. Denn keine biblische Reich-Gottes-Hoffnung und keine christliche Auferstehungsverheißung von dem in Christus grundsätzlich angebrochenen neuen Äon dispensiert uns von der Erkenntnis, daß wir jetzt und hier unter den Völkern und Reichen dieser Welt noch im alten Äon leben, daß in diesem alten Äon das Böse in der Gestalt der Selbstsucht, der Herrschaft des Hemmungslosen und Brutalen eine volle Realität darstellt, die auch im Glauben nicht übersprungen werden darf, sondern ernst genommen und bekämpft werden muß im Gehorsam gegen den Reichswillen, und daß dieses radikale Böse in dieser sündigen Welt nur bekämpft beziehungsweise in Schach gehalten werden kann durch das Schwert im Dienste des Friedens. Wer behauptet, den Frieden zwar zu wollen, aber vor dem Gebrauch des Schwertes im Dienste des Friedens zurückschreckt oder wer meint, zum Beweis seines Friedenswillens sentimental das Schwert wegwerfen zu müssen, der ist gleich dem Mann, der die Hand an den Pflug legt und zurückschaut. Ein Friedenswille für diese irdische Weltordnung, für diese internationale Völkerrechtsordnung, der nicht mit dem Willen gepaart ist, diesen Frieden mit dem Schwert zu schützen, ist jedenfalls nicht biblisch, sondern idealistisch, und so ist auch der Satz zu beurteilen, den man zu Unrecht ständig Jacob Burckhardt in den Mund legt (er zitiert ihn nur von Lassaulx, allerdings reichlich zustimmend), die Gewalt sei «an sich böse». Die Gewalt ist nicht an sich böse, sondern die Gewalt im Dienst des Bösen ist und wirkt böse; die Gewalt im Dienst des Rechtes, der Freiheit und der Menschlichkeit ist nicht böse, sondern gut, ja, wie Paulus sagt, eine *Ordinatio Dei* für diese irdische Welt.

Sie wissen, daß ich damit Römer 13 zitiere, und ich weiß, daß heute gewisse Theologen nervös oder gar unfreundlich und ausfällig werden, wenn man noch Römer 13 zitiert. Vor einigen Jahren, in der heftigen Debatte über die Atomwaffenfrage, hat mir ein Kollege bei solcher Gelegenheit unwirsch repliziert, man solle doch endlich einmal mit dieser «alten Platte von Römer 13» abfahren – ein recht seltsames Reden im Munde eines reformierten Theologen. Ich will das nicht weiter exegesieren; sie kennen alle die Einzelheiten von Römer 13. Ich gestatte mir nur auf den meist zu wenig beachteten oder gewürdigten Zusammenhang hinzuweisen, in dem der Apostel seine berühmten Ausführungen über die durch das Schwert zu schützende Aufgabe des Staates zur Rechtsetzung, zum Schutz der Guten gegen die Bösen durch die Dämme des Rechtes und des Friedens macht: Sie stehen nämlich mitten in den Ausführungen von Römer 12 und Römer 14 über die Liebe. Die staatliche Schwertgewalt ist Ausfluß der göttlichen, erhaltenden Liebe gegenüber einer sündigen Welt, und der Christ – darin liegt nun das Essentielle und Erregende – hat gerade um der Liebe willen ihnen Gehorsam und Solidarität entgegenzubringen. Um der Liebe willen, nicht als Idealgüter einer stoischen Ethik und Wertordnung sind Recht und Frieden und Freiheit nötig, um der Liebe willen ist das menschliche Leben heilig, und um der Liebe willen bedürfen sie des Schutzes durch das Schwert. Wer also das Schwert in diesem Dienst braucht, der dient damit der Liebe Gottes.

So weit ist der Spannungsbogen der christlichen Ethik, und in ihm steht der Christ, er darf ihm nicht entweichen. Denn das ist ja nun keine christliche Möglichkeit, daß ich zum Beispiel diesen ganzen Aspekt für den irdischen Staat zwar bejahe, die Notwendigkeit staatlicher Gewalt für diesen sündigen Äon akzeptiere, aber als Christ mich draußen und damit reine Hände behalte, weil ich ja einer neuen Ordnung des Reiches Gottes im

Glauben schon angehöre. Gerade die Ordnung des Reiches Gottes stellt mich in den Gehorsam gegenüber der irdischen Ordnung hinein: Das ist die klare Logik des Apostels, «jedermann sei Untertan der Obrigkeit» und «Ehre, wem Ehre, Zoll, wem Zoll, Steuer, wem Steuer gebührt» usw. Es ist nicht nur passiver Tribut des Christen an eine vergehende Ordnung, sondern aktive Unterstützung einer *Ordinatio Dei* als eines Damms gegen die Sünde und Rechtswidrigkeit, die der Christ hier schuldig ist, und darum ist es aus mit der Dienstverweigerung aus Gewissensgründen, womit ich dem Staat zwar den Dienst verweigere, angeblich aber damit Gott oder meinem Gewissen gehorche, diesem seltsamen *Deus sive conscientia* – mein Gewissen also vermeintlich salviert habe. Nein, indem ich dem Rechtsstaat, und solange ich ihn nach menschlichem Ermessen als das anerkennen muß, den Dienst verweigere, habe ich Gott gegenüber meine Dienstpflicht verletzt und mein Gewissen getötet. Nicht Dienstverweigerung aus Gewissensgründen ist die einzig mögliche christliche Haltung, sondern Dienstleistung aus Gewissensgründen.

Das ist das zentrale Anliegen der christlichen Ethik in dieser ganzen Frage: daß der Christ in dieser Spannung verharren muß und nach keiner Seite hin ausweichen darf, daß er um seines Gewissens willen – das immer ein zugleich verletztes und getröstetes, sündiges und gerechtfertigtes Gewissen ist – hier voll mitverantwortlich ist und mitbestimmen muß. Denn das Ausweichen liegt uns ja immer nahe, ist immer die bequemere Lösung, auch wenn sie den Schein des Märtyrers sich zu erwerben vermag. Ein Ausweichen aus der Spannung ist es, wenn man nur noch die Aufgabe des Friedens sehen will, und ein Ausweichen ist es, wenn man nur noch, aus Skepsis gegen alle irdische Friedensbemühung, die harte Notwendigkeit des Schwertes sehen will und die Friedensfrage in christlichem Pessimismus auf die Ewigkeit vertagt. (Wie nahe sich übrigens diese beiden Fluchtversuche gelegentlich kommen, ist an den Peripetien der dialektischen Theologie in dieser Frage in den letzten vierzig Jahren deutlich sichtbar: Einst war man, noch von Blumhardt und Ragaz her, stark antimilitaristisch, dann radikal welt pessimistisch bis zum Manichäismus hin, dann unter dem Einfluß des Dritten Reiches sehr verteidigungsfreundlich, dann christlich-neutralistisch, dann radikal atom pazifistisch.) Sondern der Christ hat im Gehorsam gegen das Liebesgebot und seine Verwirklichung in dieser irdischen Welt und im Glauben an das Reich Gottes, das hereinbricht, immer beides fest im Auge: Er wirkt geduldig und zäh für die Durchsetzung von Recht und Freiheit und Frieden in der Welt; aber er denkt auch an die notwendige Sicherung dieses Friedens auf allen Ebenen. Das hat nichts zu tun mit einem Fahren auf zwei Geleisen, mit einer bequemen Sicherung für den Fall, daß es mit dem Reich Gottes doch nicht so weit her sein sollte, mit einer doppelbödigen Moral gar, sondern das ist der biblische Realismus des «Jetzt-schon» und «Noch-nicht».

Habe ich Sie mit längst Bekanntem und Selbstverständlichem aufgehalten? Schwierig ist es für den logisch und in Zusammenhängen Denkfähigen gewiß nicht, sollte man meinen, diese innere *Consecutio rerum* zu durchschauen. Schwierig ist es nur, diese echte glaubensmäßige Dialektik dann auch durchzuhalten in der Problematik der heutigen Zeit: zum Beispiel als Christ zwar mit unverbrüchlicher Solidarität festzuhalten am Vaterland als dem uns von Gott gegebenen Raum des Handelns, an seiner Ausgestaltung zum Rechtsstaat nach allen Seiten hin und an seiner Verteidigung in dieser Qualität als Rechtsstaat; aber zugleich seinen Staat nicht nur daran zu erinnern, daß wir ein *Politeuma* im Himmel haben und darum das Vaterland nicht religiös glorifizieren dürfen; sondern daß wir ebenso sehr auch auf Erden eine internationale Solidarität erkennen und verwirklichen müssen,

die in der Zeit weltweiter Kommunikation und Verantwortlichkeit immer dringlicher wird und manche liebgewordenen Vorstellungen und vielleicht auch Institutionen fragwürdig macht; daß wir mit ganzer Leidenschaft gegen das Verbrechen des totalen Krieges auftreten und kämpfen und nicht aufhören, die Unermesslichkeit der Leiden anzuprangern, die ein solcher Krieg mit sich bringen würde – auch wenn wir es nicht für gut halten, ständig durch einen Zweckpessimismus die Menschen in Angst und Schrecken zu jagen und damit gerade den echten Friedenswillen nur zu lähmen – und zugleich die Notwendigkeit der Rüstung hartnäckig bejahen und betonen, daß nicht das Rüstungsgleichgewicht, sondern die Störung dieses Gleichgewichts durch gutgläubige Konzessionen der Friedenswilligen das gefährliche Risiko darstellen; daß aber gegenüber diesem Rüstungsanliegen grundsätzlich und immer die Werke des Friedens die Priorität haben müssen. – Es juckt mich sehr, gerade in diesem Zusammenhang und in dieser Zeit ein Wort zur Verteidigung der Vereinigten Staaten gegenüber der törichten Anprangerung und Verdächtigung auch in westlichen Kreisen zu sagen: Die Art, wie die Vereinigten Staaten mit ihrer gewaltigen Rüstung einerseits die ganze freie Welt vor der Unterjochung ständig beschützen – wo ständen wir ohne diesen Schutz heute? – und zugleich in einem unerhörten Ausmaß durch ihre Entwicklungshilfe zum Ausgleich der sozialen Gerechtigkeit in der Welt beitragen – was sie sich immer wieder als amerikanischen Wirtschafts- und Imperialismus verdächtigen lassen müssen –, scheint mir ein zutiefst von christlichen Motiven geleiteter Versuch solcher Friedensverwirklichung zu sein. Und es ist nur zu hoffen, daß ihnen nicht eines Tages dieser Versuch durch das schulmeisterliche und eng nationalistische eifersüchtige Vorrechnen der amerikanischen Fehler im übrigen Westen endgültig verleidet.

Summa summarum, und dies ist die Quintessenz des ethischen Militärproblems heute: Gerade das grundsätzliche radikale Nein gegenüber der totalen Zerstörung, die heute möglich geworden ist und die als potentiell Risiko in der militärischen Rüstung verborgen liegt, gebietet dem Christen sowohl das umsichtige Festhalten an dieser Rüstung wie den zähen und geduldigen Abbau dieser Rüstung und ihre Ersetzung durch eine zuverlässigere Friedenssicherung. Das ist die Folgerung aus den oben umschriebenen grundsätzlichen ethischen Erwägungen. Die Mitwirkung des Christen bei der Überwindung der Kriegsursachen, also der sozialen, wirtschaftlichen, politischen Ungerechtigkeiten, die notorisch zu Kriegen führen; das Eintreten für eine Politik der Versöhnung und Verständigung bis zur Grenze des Tragbaren; die Zusammenarbeit auch zwischen gegensätzlichen Staatsordnungen, die Voraussetzung einer Überwindung des Krieges sein muß, stehen nicht im Widerspruch zum Militärdienst für eine freiheitliche Staatsordnung, sondern sind dessen notwendige Kehrseite.

IV.

Wie aber wirkt sich diese ganze Problematik auf unsere heutige Aufgabe in der Truppenseelsorge aus? Ich beschränke mich auf vier Punkte, wo vieles zu sagen wäre, und hoffe doch, damit das Wesentliche auszudrücken. Ich meine dabei nicht die Frage, wie das Gesicht des modernen Krieges die Aufgabe des Feldpredigers praktisch verändert.

1. *Wir haben als Feldprediger in erster Linie eine Aufgabe an uns selbst.* – Sie besteht darin, daß wir diese ganze beschriebene Spannung voll durchschauen, uns immerdar bewußt machen, sie mittragen und durchstehen in unserer eigenen Person. Es ist in den letzten Jahren eine Redeweise beliebt geworden, die den

Feldprediger vor allem als Truppenpfarrer sieht und den Akzent darauf legt, dieser Pfarrer habe gleichsam nichts anderes zu tun, als seine zivile pastorale oder priesterliche Funktion möglichst unverändert im feldgrauen Gewand weiter auszuüben, das Evangelium schriftgetreu zu verkünden, die Messe zu halten und überhaupt für ordnungsgemäßen Gottesdienst zu sorgen, dem Wehrmann in seinen persönlichen Anliegen beizustehen und allenfalls für menschliche Beziehungen im Dienst zu sorgen – dies alles natürlich unter notwendiger methodischer und stilgemäßer Anpassung an die Situation, die Sprache, die Lebensgewohnheit des Militärdienstes. Wesentlich aber an seiner Aufgabe sei die ordnungsgemäße kirchliche Ausrichtung seines Amtes. So richtig das alles sein mag, so sehr ich den «treuen Knecht seines himmlischen Herrn» im Gewand des Feldpredigers respektiere, so vermisse ich in diesem Bild nicht nur einen wesentlichen Zug, sondern das Herzstück, das den Feldprediger ausmacht: nämlich die Tatsache, daß er in seiner Person den «Soldaten aus Gewissensgründen» sichtbar macht, das heißt den Soldaten nicht nur in der äußern Form, in der tadellosen Haltung und Pflichterfüllung oder gar in der sportlichen, bergsteigerischen Leistung oder im Humor des Alltags, sondern den Soldaten, der ganz bewußt, unpathetisch und doch deutlich spürbar diese verborgene Problematik des heutigen Soldatentums mitträgt, in keiner Weise sich davon distanziert und dispensiert. Es gibt ja in unserem Staate eigentlich die innere Trennung zwischen Bürger und Soldaten und Christ und individualistischem Privatmenschen gar nicht. Entweder ist das Soldatsein eine Christenpflicht, nicht nur eine Staats- und Bürgerpflicht, oder dann ist es überhaupt keine das Gewissen vor Gott bindende Pflicht. Ist es aber diese vor Gott bindende Pflicht, dann stehe ich als Feldprediger mitten in ihr drin und nicht am Rande, ja dann habe ich als Feldprediger, unbeschadet der selbstverständlich gewissenhaften, sachlichen Erfüllung meiner seelsorgerlich-fachlichen Aufgaben, das Vorbild eines Soldaten zu sein. Nicht eines theologischen Militaristen, sondern eben eines Soldaten, der um die ganze Problematik und Pflicht seines Soldatseins vor Gott weiß. Die Aufgaben der Truppenseelsorge bleiben damit dieselben, sie bekommen keinen Zusatz, und doch verändern sie sich, indem sie diese besondere heutige Spannung ständig mitschwingen lassen.

2. *Wir haben eine Aufgabe am Soldaten.* – Wiederum meine ich nicht die ordentliche, normale Seelsorgeaufgabe, die ich nicht zu beschreiben brauche. Auch nicht die spezielle der Adaptation unseres Wirkens an die militärische Situation, an die Tatsache, daß der Feldprediger eine besondere Gemeinde vor sich hat, die weitgehend das Spiegelbild unserer modernen pluralistischen, kritischen, sogar unkirchlichen Gesellschaft ist, bei der er möglichst wenig religiöse Überzeugung und Kirchlichkeit voraussetzen darf und daher einerseits einen elementaren, andererseits einen besonders zentralen Stil zu pflegen und alle falschen, unpassenden Töne zu vermeiden hat. Das alles gilt natürlich auch, und auf diesem methodischen Gebiet wird sicher noch viel gesündigt und gebummelt. – Darüber hinaus aber gibt es eine aktuelle Aufgabe am Soldaten, indem wir ihm eben in diesem spezifischen Angefochtensein durch die Problematik des heutigen Militärdienstes – und es ist eine Anfechtung von innen und von außen – beistehen und ihm zur Klarheit über seine Pflicht verhelfen. Es sollte keine Dienstzeit vorbeigehen, ohne daß der Wehrmann hier von Seiten des Feldpredigers eine wesentliche Glaubensstärkung, Kopfklärung und Gewissensreinigung erfährt. Nicht eine religiöse Feierstunde soll das sein, die den nüchternen Ablauf des anödenen Wiederholungskursbetriebes ein wenig unterbricht und etwas «Licht von oben» und «seelischen Most» ins Getriebe bringt. Sondern durch die Gegenwart und das Wort

des Feldpredigers soll dem Soldaten das ganze Beziehungssystem von christlichem Glauben, notwendigem Schutz des Rechtsstaates, internationaler Friedensordnung klargemacht werden, damit er von dem quälenden falschen Konflikt zwischen nüchternem Dienst und verschwommenen Phrasen, Vorurteilen und Emotionen, mit dem er so oft einrückt und den er dumpf den ganzen Dienst hindurch in sich herumträgt, nicht einfach befreit wird, sondern in einen höheren ethischen Zusammenhang hineingerückt wird und damit den paradoxen Sinn des Dienstes erkennen lernt. Es ist ganz erstaunlich, was man hier dankbar erleben kann, wenn man sich die Mühe nimmt, in Diskussionen auf seine Fragen einzugehen – nicht auf allgemeine Männerfragen: über Liebe und Ehe, Kameradschaft und psychosomatische Medizin und Psychologie und was dergleichen wohlgemeinte Programme sind. Wir haben auch nicht «kirchliche Männerarbeit im feldgrauen Gewand zu treiben», jedenfalls nicht in erster Linie. Sondern in erster Linie haben wir dem Soldaten vom Glauben her eine klipp und klare Antwort auf diese Grundfrage nach der innern ethischen Berechtigung seines Dienstes zu geben; wir dürfen diese auch nicht einfach als bekannt voraussetzen. Es sollte zum Beispiel, und darum ist mir der Dienst auf dem Waffenplatz so enorm wichtig, keine Rekrutenschule vorübergehen, ohne daß der junge Soldat mit all den oben aufgezeigten Aspekten der Ethik konfrontiert wird. (Mir hat in dieser Beziehung ein Erlebnis oben an der Furka im Jahre 1940 den Star gestochen und auch einen Schock gegeben, indem mich am Wegrand ein Gefreiter, ein Basler Mittelschullehrer, mit kritischem Blick aus den bebrillten Augen anranzte: «Wissen Sie, Herr Hauptmann, das einzige, was mich an einem Feldprediger interessiert, ist die Frage, was er uns zu sagen hat zum Gebot «Du sollst nicht töten!» Ich habe mir das gemerkt und mich stets um eine klare Antwort bemüht.)

3. *Wir haben eine Aufgabe gegenüber der Öffentlichkeit.* – Nicht nur gegenüber der allgemeinen öffentlichen Meinung und ihren Organen, sondern speziell auch gegenüber der kirchlichen Öffentlichkeit. Ich verweise auf das eingangs Gesagte über die seltsame militärfeindliche Stimmung bis hinein in unsere kirchlichen Kreise, auf diese beschämende Tatsache, daß man von der Kirche her den Soldaten mit seinem Auftrag im Staat grad noch so knapp duldet, wenn man ihn nicht geradezu anödet. Hier fehlt es mir ganz einfach an der nötigen entschlossenen und energischen Abwehr von unserer Seite. Es handelt sich nicht um eine christliche Apologie mit falschen militaristischen Tönen, nicht um Propaganda fürs Militär, die wir zu betreiben hätten. Aber es wäre die Aufgabe von uns Feldpredigern – oder wessen Aufgabe wäre es denn sonst? –, daß wir der Schwärmerei in all ihren Verhüllungen und Ideologien entgegentreten, daß wir den sittlichen Zusammenhang zwischen unsern Rechtsgütern und der militärischen Pflichterfüllung überall klarstellen, wo er angefochten oder zynisch in Frage gestellt wird, daß wir zwischen ehrlicher Beunruhigung und bloßem frechem Nihilismus unterscheiden, selbst oder gerade wo er im glänzenden literarischen Gewand und Stil auftritt, daß wir ein wachsames Auge und schlagfertigen Sinn zum Beispiel einer gewissen Presse oder gewissen intellektuellen Kreisen gegenüber entwickeln. Unsere Aufgabe beginnt nicht in dem Augenblick, da wir einrücken und uns nun mit ganzem Herzen den Soldaten unseres Regimentes widmen, und sie endet nicht daheim unter der Haustüre nach der Entlassung. Hier wäre ein weites Feld für außerdienstliche Betätigung der Feldprediger. Warum erfährt man zum Beispiel in unserem kirchlichen Pressedienst kaum jemals etwas über die Truppenseelsorge, während sonst dort die unbedeutendsten kirchlichen Ereignisse und Tagungen breitgetreten und zu be-

deutungsvollen Fakten gestempelt werden oder todsicher alle abschätzigen Äußerungen pazifistisch-theologischer Kreise auf liebevollste Berücksichtigung hoffen dürfen? – Wie gesagt, es geht mir nicht etwa um eine Anpreisung oder Rechtfertigung der Wichtigkeit unserer Truppenarbeit, sondern um die Tatsache, daß der Soldat gerade dort, wo er direkt oder indirekt aus unseren kirchlichen Kreisen angefeindet wird und er gegenüber dem – ach – so heldenhaften Dienstverweigerer denn doch als der schäbiger Christ, der kein feines Gewissen habe, hingestellt wird, ein Recht auf unsern nicht nur kameradschaftlichen oder ritterlichen, sondern brüderlich-christlichen Schutz hat. Sonst müssen wir uns nicht wundern, wenn sich dieser Soldat schließlich enttäuscht von einer derartig weltfremden Kirche wendet.

4. *Und wir haben eine Aufgabe gegenüber dem Staat, besonders auch gegenüber seinen militärischen Instanzen.* – Sie bezieht sich darauf, daß wir dem Staat und seinen Organen die großen ethischen Zusammenhänge des Militärischen in unserer Zeit bewußt machen, daß wir das nurmilitärische oder nurpolitische Denken in diesen Dingen zu überwinden trachten, daß wir nicht nur der geistigen Landesverteidigung oder den Anliegen der Truppenseelsorge oder dem geistigen Wohl der Truppe gemäß Dienstreglement Ziff. soundso Geltung verschaffen, sondern – ohne Mythisierung unseres Staates, ohne falsches Pathos und ohne Moralisierungabsichten! – die ethischen Grundlagen unseres Staates und seines Wehrwesens aufdecken. Gewiß, es gibt keine «christliche Schweiz», geschweige denn eine «Ewige Schweiz», wie der dumme Titel eines Werkes aus der Zeit der Hochblüte geistiger Landesverteidigung lautete. Es gibt auch kein absolutes Recht auf die Heimat und nicht einmal ein absolutes Recht auf Verteidigung. Die höhere Ordnung des Friedens und der Gerechtigkeit geht in der christlichen Ethik jeder partikularen Ordnung voraus. Das haben wir dem Staat gegenüber immer wieder zu bezeugen, und es scheint mir eben wichtig zu sein, daß es gerade von unserer Seite her geschieht, daß wir diesen Gedanken nicht zum sektiererischen Monopol der Pazifisten werden lassen. Aber auf der andern Seite haben wir auch die Aufgabe, dem Staate in seiner Verantwortung beizustehen, gerade unserem Rechtsstaate und unserem Kleinstaate, ihn vor der Verdächtigung durch einen falschen Internationalismus oder vor der Verachtung durch neue Formen der Großmachtspolitik in Schutz zu nehmen – das böse Wort aus der Nazizeit vom Kleinstaat als einer «Verdampfungserscheinung der Großraumpolitik» ist mir in den letzten Tagen zweimal wieder in der Presse begegnet! – und darauf hinzuweisen, daß trotz allen Notwendigkeiten internationaler Solidarität eben der kleine, überschaubare und kontrollierbare Rechtsstaat mit seinem Verteidigungswillen der beste Garant für ein menschliches Zusammenleben in dieser irdisch-unvollkommenen Welt bleibt.

Dies ist nur ein kurzer Überblick über die Aufgaben, die wir miteinander zu diskutieren haben. Schließlich aber gilt von all unserer Arbeit in ganz besonderem Maße die notwendige Monierung unseres Herrn: «Ihr aber, wenn ihr alles getan habt, was ihr zu tun schuldig waret, so spricht: Wir sind unnütze Knechte, wir haben nur unsere Schuldigkeit getan!» (Lukas 17, 10).

Eine wirksame, moderne Landesverteidigung kostet heute viel Geld und morgen noch mehr Geld. Wer dazu Ja sagt, muß in finanzieller Hinsicht die Konsequenzen daraus ziehen.

Nationalrat Bringolf 30. 9. 65 im Nationalrat
